

**Dietrich Busse**

## **Sprachnorm, Sprachvariation, Sprachwandel**

### **Überlegungen zu einigen Problemen der sprachwissenschaftlichen Beschreibung des Deutschen im Verhältnis zu seinen Erscheinungsformen**

#### **1. Vorbemerkungen**

Die nachstehenden Überlegungen sollen sich mit einigen Aspekten und vor allem Problemen beschäftigen, die sich aus dem Wechselverhältnis zwischen den drei wichtigsten sprachwissenschaftlichen Beschreibungsebenen ergeben, der synchronen Erforschung der Sprache an sich bzw. *Sprachnorm*, der Untersuchung der *Sprachvariation* und schließlich derjenigen des *Sprachwandels* bzw. der Sprachgeschichte. Diese drei Ebenen hängen - so glaube ich - enger zusammen, als es mancher heutige Sprachwissenschaftler zu meinen scheint. Grob gesprochen handelt es sich um die Problematik des Verhältnisses zwischen dem Deutschen und seinen zahlreichen konkreten Realisierungs- oder Erscheinungsformen. Mit „dem Deutschen“ meine ich hier, entsprechend der auch außerlinguistisch üblichen Ausdrucksweise, das System der heutigen neuhochdeutschen Standardsprache, wie es Grundlage der Sprachbeschreibung in den gängigen Grammatiken, Wörterbüchern und Schulbüchern ist. Die „Erscheinungsformen“ sind sowohl *synchrone*, also jetzt verwendete Sprachvarianten, wie z.B. Dialekte, Soziolekte, Fachsprachen (d.h. die sog. „Varietäten“, aber nicht nur diese!); als Erscheinungsformen des Deutschen kann man aber durchaus auch die verschiedenen *diachronen* (historischen) Sprachstufen des Deutschen bezeichnen, vor allem auch deswegen, weil sie z.T. auch heute noch - wenigstens rezeptiver - Bestandteil des Sprachlebens sind oder zumindest sein können. Ich möchte in dieser Abhandlung zunächst das Verhältnis von *Sprache* und der (in Grammatiken, Lehr- und Wörterbüchern kodifizierten) *Sprachnorm* näher betrachten, mich sodann den Wechselwirkungen zwischen der Sprachnorm und den *Erscheinungsformen* des Deutschen widmen, und zwar sowohl den synchronen Varietäten als auch unter dem Aspekt des *Sprachwandels*, und schließlich einige Schlußfolgerungen aus den hier vorgestellten Beobachtungen ziehen.

#### **2. Sprache und Sprachnorm**

Zunächst zum Verhältnis von *Sprache* und *Sprachnorm*. Hinter dem Verhältnis dieser beiden Begriffe zueinander verbirgt sich eines der wichtigsten Grundprobleme der systematischen Sprachwissenschaft. Wir leben heute in einer Zeit, in der (nach kurzen „Irritationen“ in den siebziger Jahren durch Soziolinguistik und Pragmatik) offenbar wieder ein Großteil derjenigen Linguisten, die sich mit der systematischen Erforschung der deutschen Gegenwartssprache beschäftigen (also mit synchroner Phonologie, Morphologie, Syntax usw.) der stillschweigenden Auffassung ist, daß die Problematik der Sprachnorm und ihrer Abgrenzung und Festsetzung in der Linguistik keinerlei Berücksichtigung zu finden braucht. Die Frage, was das Sprachsystem des heutigen Standarddeutsch ist, welche sprachlichen Erscheinungen dazugehören und welche nicht, bedarf -

so läßt es die Forschungsliteratur erscheinen - offenbar keinerlei Überlegungen mehr (und zwar weder konkreter, noch theoretischer Überlegungen).

Gegenüber einer solchen unreflektierten Grundhaltung sollte daran erinnert werden, daß die Basis des zu beschreibenden Sprachsystems, z.B. in einer Grammatik des heutigen Standarddeutsch, stets eine bestimmte Sprachnorm ist, die nicht nur sehr spezifische sprachhistorische Wurzeln hat, sondern auch synchron eine Vielzahl von sprachlichen Erscheinungsformen als nicht zu ihrem Geltungsbereich gehörig ausgrenzt. Zwar ist es schwer, im Einzelfall genauer zu bestimmen, was die Sprachnorm (z.B. der neuhochdeutschen Standardsprache) ist, welche Erscheinungen (noch) zu ihr gehören und welche nicht (mehr), doch ist es notwendig, das Problem der Sprachnorm (und damit auch den Begriff der Sprachnorm selbst) auch in der sprachsystematischen Detailarbeit (z.B. in der Morphologie und der Syntax) bewußt zu halten, weil nur dann problematische Hypostasierungen von Einzelbeobachtungen und falsche Ausgrenzungen von abweichenden Sprachphänomenen unterbunden werden können.

Zum Verhältnis von Sprachsystem und Sprachnorm hat Coseriu (1970) recht einleuchtende Überlegungen angestellt, so daß ich mich hierzu auf wenige Aspekte beschränken kann:

(1) Im Verhältnis zwischen den sich aus der systematischen Anwendung aller sprachlichen Regeln insgesamt ergebenden Möglichkeiten stellt die konkrete, historisch als Standardsprache einer bestimmten Epoche gegebene und teilweise (in Grammatiken und Wörterbüchern) kodifizierte Sprachnorm einen einschränkenden Ausschnitt dar. Andererseits kann die Sprachnorm aber auch als „weiter“ als das System (als über es hinausgehend) aufgefaßt werden, da sie Elemente enthält, die von den grundlegenden Regeln des Systems nicht immer erfaßt werden. Das Verhältnis von Sprache (Sprachsystem) und Sprachnorm wird besonders kenntlich im Verhältnis zwischen dem sog. „Standardfall“ eines Sprachphänomens (z.B. einer syntaktischen oder morphologischen Regel) und den sog. „abweichenden“, vulgo auch „Ausnahmefällen“. (Vom Begriff des 'Standard-' oder 'Normalfalls' wird gerade in der jüngeren Grammatikforschung zum Deutschen recht reichhaltig Gebrauch gemacht.) Die Bestimmung dessen, was angesichts einer vorliegenden Mehrzahl von sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten für eine gegebene Funktion als der 'Normalfall' angesehen werden soll und was nicht, ist in der Regel nicht gerade einfach und basiert - da in der Linguistik mit Statistiken nicht (oder kaum, weil wenig sinnvoll) gearbeitet wird und werden kann - meist auf nicht unproblematischen (häufig intuitiven) Entscheidungen der Wissenschaftler.

(2) Verschärft wird das Problem der unsicheren Urteilsbasis dort, wo es nicht nur *innerhalb* der angenommenen Sprachnorm um das Verhältnis von Standardfall (also zugrundegelegter Regel) und Abweichung geht, sondern um die Abgrenzung von Norm und nicht mehr zur Norm Gehörigem. Für diese Art von Entscheidungen wird gerne der Begriff der „Grammatikalität“ verwendet. Es heißt dann: eine bestimmte sprachliche Ausdrucksform sei „grammatisch“, eine andere „ungrammatisch“. Die übliche Verwendungsweise dieser Beurteilungstermini scheint zu verdecken, daß diese, indem sie auf „die Grammatik“ und die Grenzen ihrer Regeln verweisen, stets (explizit oder implizit) auf eine *bestimmte* Grammatik Bezug nehmen. Der Begriff „Grammatik“ kann hier aber (wenn es um die Abgrenzung von Regelfall und Abweichungen geht) nur im Sinne eines konkreten Produkts sprachwissenschaftlicher Beschreibungstätigkeit verstanden werden (ob es nun als ein Buch zusammengefaßt ist oder nicht). Da einem solchen Produkt konkurrierende Beschreibungsentwürfe (also konkurrierende Grammatiken oder abweichende Regelbeschreibungen) entgegenstehen können, ist wieder die Frage nach der Urteilsbasis aufgeworfen, nach der eine Entscheidung zwischen solchen verschiedenen Entwürfen begründet werden kann. Daß hier neben einer Extrapolation aus den (stets



Das *Prinzip der sprachlichen Korrektheit*, (2) Das *Prinzip der systematischen Konsequenz*. Beide Prinzipien sind Merkmale sprachnormativer Haltungen, denen starke Idealisierungen des Sprachgebrauchs zugrunde liegen, nicht aber Haltungen, die für die normalen, durchschnittlichen Sprecher des Deutschen im alltäglichen Sprachverkehr durchweg ausschlaggebend wären.

Ein Gedanke wie derjenige der *sprachlichen Korrektheit*, der dann zur Verwendung von Urteilsprädikaten wie „falsch“ und „richtig“ führt, ist der wesentliche Kern jeder sprachnormativen Grundhaltung und damit jeder etablierten Sprachnorm. Insofern eine Grammatik die jeweils gültige Fassung der Sprachnorm expliziert, muß sie notwendig mit Urteilen wie „richtig“ oder „falsch“ operieren. Wie problematisch das manchmal sein kann, zeigen die o.g. Beispiele angeblicher 'Ungrammatikalität'. Will man beim Aufbau einer solchen Grammatik konsequent sein, muß man tatsächlich im Sprachgebrauch produzierte Belege wie oben (11) und (12) als „falsch“ markieren, was dann aber die empirische Basis der grammatischen Beschreibung in Frage stellen würde. Offen bliebe dann, welche reale Basis die Grammatik dann noch hat, wenn empirisch vorfindliche Belege, wegen Widerspruchs zu ihren Regeln, aus ihrem Geltungsbereich ausgeschlossen werden. Grammatik wird dann zu einem Ausschließungsmechanismus, bei dem man sich fragt: wohin mit dem ausgeschlossenen Rest?

Ähnlich problematisch ist das zweite Prinzip, der *Gedanke der systematischen Konsequenz*. Damit ist der keineswegs selbstverständliche Gedanke gemeint, die Sprachverwender müßten (unabhängig davon, ob eine übergeordnete Norm existiert) wenigstens innerhalb ihrer eigenen Sprachproduktion konsistent und konsequent bleiben und etwa eine bestimmte sprachliche Form durchgängig und immer benutzen, und nicht etwa einmal die eine und ein andermal die andere konkurrierende Form. Aus älteren Sprachstufen des Deutschen (besonders etwa aus dem Frühneuhochdeutschen) ist aber bekannt, daß die einzelnen Sprachbenutzer - etwa in der Rechtschreibung - dieses Prinzip wohl überhaupt noch nicht kannten, es jedenfalls nicht beachteten. (Möglicherweise mußten als Voraussetzung für das Akzeptieren und regelmäßige Befolgen dieses Prinzips erst bestimmte kulturhistorische / mentalitätsgeschichtliche Entwicklungen stattgefunden haben, z.B. hier die Ausbildung einer bestimmten Auffassung bzw. Form von Ich-Identität.)

Es gibt jedoch auch gute Gründe für die Vermutung, daß der Gedanke der systematischen Konsequenz dem natürlichen Sprachgebrauch, der sich am ehesten im mündlichen Sprachverhalten des Alltagslebens manifestiert, grundsätzlich mehr oder weniger fremd ist. Daß er im Alltagsdeutsch tatsächlich noch relativ stark wirksam wird, ist m.E. auf die hierzulande auch im Alltagsleben noch stark durchschlagende Tendenz zur Befolgung sprachnormativer Grundhaltungen zurückzuführen (wie etwa jüngst die heftige Diskussion zur Rechtschreibreform gezeigt hat.) (Ein Blick ins Nachbarland Frankreich zeigt, daß dort die Diskrepanz zwischen normativer Schriftsprache und Alltagssprache der nicht normativ orientierten Sprachbenutzer noch etwas krasser ausfällt als hierzulande.) Wenn man etwa die unter (13) bis (20) notierten üblichen Abweichungen mündlicher Realisierungen von der schriftsprachlichen Norm betrachtet (etwa 13 a/b; 14 a/b):

schriftsprachlich:	sprechsprachlich:
(13a) <i>ist</i>	(13b) <i>iss</i>
(14a) <i>nicht</i>	(14b) <i>nich</i>
(15a) <i>das</i>	(15b) <i>des</i>
(16a) <i>so ein Café</i>	(16b) <i>son Café</i>
(17a) <i>mit so einer Gruppe</i>	(17b) <i>mit soner Gruppe</i>
(18a) <i>in so einen Keller</i>	(18b) <i>in sonen Keller</i>
(19a) <i>in der/einer Gruppe</i>	(19b) <i>inner Gruppe</i>



Lexik (und der Semantik), wie sich z.B. leicht anhand der Tatsache zeigen läßt, daß es für bestimmte Dinge und Erscheinungen des Alltagslebens keine den gesamten Geltungsbereich der neuhochdeutschen Standardsprache abdeckende Lexeme gibt (Bsp.: *wischen / kehren / fegen, Boden / Bühne* usw.).

- Die Norm umfaßt nur einen kleinen Ausschnitt der vielfältigen Erscheinungsformen des gegenwärtigen Deutsch (die man nicht alle als „Varietäten“ bezeichnen würde): Etwas größere Bereiche der mündlichen Alltagssprache und der Fach- und Berufssprachen (deren Spezifik sich weitgehend auf Lexik und Semantik beschränkt), und - in unterschiedlichem Ausmaß - jeweils kleinere Bereiche der sogenannten Regionalsprachen und Dialekte sowie der verschiedenen Formen von Soziolekten.

- Die Norm ist als *kodifizierte* Norm historisch bzw. diachron relativ starr, jedenfalls aber wenig flexibel; sie ist in einigen Teilen bereits zum Zeitpunkt ihrer Kodifikation (soweit eine solche überhaupt erfolgt) überholt vom ständigen Sprachwandel.

- Gegenüber der existierenden Norm einer Standardsprache (wie sie durch Normvermittlungsinstanzen - wie z.B. die Schule - weitergegeben wird) stellen die verfügbaren Kodifikationen (in Grammatiken, Wörterbüchern, Schullehrwerken) jeweils nur einen Ausschnitt dar. Die Gesamtheit der Norm(en) ist zu keinem Zeitpunkt vollständig in Kodifikationen (d.h. in expliziten Beschreibungen) zugänglich. Zudem widersprechen sich die verfügbaren Kodifikationen teilweise und ergeben kein einheitliches Bild.

- Die Sprachnorm (als Kern des Systems, der Grammatik einer Einzelsprache) ist nichts, was gegenüber der Sprachvariation neutral wäre. Die Frage der (möglichen und zulässigen) Sprachvariation berührt die Beschreibung der Norm (der Grammatik der Standardsprache) ständig, weil jedes Grammatikalitätsurteil (im weitesten Sinn) implizit zur Abgrenzung der Norm von anderen Varianten Stellung nimmt; der Status dieser Varianten wird spätestens dann zu einem gravierenden Problem der sprachwissenschaftlichen Beschreibung, wenn sie nicht eindeutig einer der verbleibenden Erscheinungsformen oder Varietäten der Gesamtsprache zugeordnet werden können.

- Die Sprachnorm (im Sinne der heutigen Grammatik des Standard-Deutsch) ist ein historisches Entwicklungsprodukt, welches durch Ausgrenzung einer Vielzahl von früher gegeben gewesenen grammatischen Möglichkeiten entstanden ist. (Die ausgegrenzten Varianten bleiben aber - vom Sprachtypus her - mögliche Alternativen zur geltenden Norm und werden in einzelnen Varietäten z.T. auch noch eingesetzt bzw. können durch Sprachwandel prinzipiell wieder aktiviert werden.)

Sollten von manchen Lesern einige oder gar alle der bisherigen Überlegungen und Feststellungen als Selbstverständlichkeiten betrachtet werden, so möchte ich darauf hinweisen, daß ein größerer Teil der gegenwärtigen sprachwissenschaftlichen Forschungslandschaft keineswegs den Eindruck erweckt, als handele es sich dabei um Allgemeingut. (Dies gilt bis zum Begriff der Sprachnorm selbst, der - wie zu vermuten steht - an einigen Universitäten den Germanistikstudenten überhaupt nicht mehr vermittelt wird.)

### 3. Sprachnorm und Sprachvariation

Ich möchte nun - notgedrungen knapp - auf das Verhältnis von Sprachnorm und Sprachvariation - hier vor allem im Zusammenhang mit den sog. Erscheinungsformen des Deutschen - eingehen, von denen einige als Varietäten einen ziemlich eigenständigen Charakter haben oder zumindest haben können, andere dagegen große Überschneidungen mit der Standard- bzw. Schriftsprache aufweisen. Man kann das Verhältnis der

einzelnen Erscheinungsformen des heutigen Deutsch zueinander nach Ebenen der Variation zu gliedern versuchen und kommt dann etwa zu folgendem Überblick:

### Sprachliche Varietäten: Dimensionen und Wechselwirkungen

Wechselwirkungen	Ebenen der Variation	„Varietäten“ nach üblichen Bezeichnungen
	<b>national</b>	Nationalsprache (nationale) Standardsprache „Gemeinsprache“ („Schriftsprache“)
	<b>regional</b>	Dialekte („Slangs“) Regionalsprachen („Umgangssprache“) Stadtsprachen
	<b>sozial</b>	Soziolekte (Dialekte) Gruppensprachen „Slangs“ Geheimsprachen Sondersprachen
	<b>funktional</b>	Fachsprachen Institutionensprachen Berufssprachen Literatursprache Wissenschaftssprachen
	<b>medial</b>	Schriftsprache gesprochene Sprache „Umgangssprache“
	<b>situativ</b>	„Hochsprache“/„Schriftsprache“/Standardsprache „Umgangssprache“/„Alltagssprache“ (Dialekte/Soziolekte)

Diese Übersicht gliedert die wichtigsten Erscheinungsformen bzw. Varietäten des Deutschen nach dem, was ich *Ebenen der Variation nennen* möchte (vgl. mittlere Spalte). In der linken Spalte sind nur einige (auch hier nur die m.E. wichtigsten) der Wechselwirkungen eingetragen, die zwischen den einzelnen Ebenen der Variation bestehen. Die rechte Spalte enthält übliche bzw. weiter verbreitete Bezeichnungen (sowohl wissenschaftliche, d.h. linguistische, als auch vorwissenschaftliche) für einzelne Varietäten, welche den einzelnen Ebenen zugeordnet werden. Mehrfachzuordnungen sind hier möglich, weil viele Varietäten Bezüge zu mehr als einer Variationsebene aufweisen. Dabei werden Bezeichnungen, die aus linguistischer Sicht problematisch sind, in Anführungszeichen gesetzt; in Klammern stehen diejenigen Bezeichnungen, deren zugehörige Varietäten auf der jeweiligen Variationsebene nur mit einem Nebeneintrag eingetragen sind (der aber eine wichtige Funktion der jeweiligen Varietät widerspiegeln kann), da sie hauptsächlich für eine andere Variationsebene stehen.

Aus der meinen Überlegungen zugrundeliegenden Sicht stellt die (übliche, vorwissenschaftlich häufig vorgenommene, aber auch in der Linguistik meist übernommene) Hypostasierung von Erscheinungsformen der Sprache zu sog. „Varietäten“ oder „-lekten“ (z.B. wenn von „dem hessischen Dialekt“, „der Jugendsprache“, „der Fachsprache der Linguistik“ usw. gesprochen wird) eine problematische Festschreibung dar. Sprachgebrauch wird von einer Vielzahl von Faktoren beeinflusst, und nur die wichtigsten lassen sich so klar isolieren und beschreiben, daß der Eindruck einer eigenständigen „Teilsprache“ (auch dies ein hochproblematischer Begriff) erweckt wird. Man sollte die hier gegebene Übersicht also nicht so mißverstehen, als ließen sich die einzelnen Ebenen und die ihnen zugeordneten Erscheinungsformen sauber voneinander unterscheiden; sie soll nur darauf hinweisen, wie vielschichtig sich die Variationsproblematik beim Versuch eines Gesamtüberblicks darstellt.

Die Ebene der Nationalsprache ist als Ebene der Variation eigentlich eher Gegenstand der *vergleichenden* Sprachwissenschaft; sie ist hier nur der Vollständigkeit halber aufgeführt und deshalb, weil auf ihr (und d.h. außerhalb der anderen fünf Variationsebenen, die bezüglich des Konstrukts einer „Gesamtsprache“ sozusagen die „Binnenvariation“ darstellen) die nationale Standardsprache (im Sinne einer Einzelsprache) anzusiedeln ist, welche den Gegenpol für jeweils die anderen fünf Variationsdimensionen darstellt. Dies sollte aber nicht den Blick dafür verstellen, daß die Standardsprache (wie der oft synonym gebrauchte Ausdruck „Schriftsprache“ deutlich zeigt) selbst durch einzelne der fünf weiteren Charakteristika bestimmt ist: medial als Schriftsprache, funktional und situativ durch die Beschränkung ihrer Verwendung (oder von einzelnen ihrer Teile) auf bestimmte Zwecke und Verwendungssituationen, und wohl auch sozial, weil aus sozialisationsbedingten Gründen nicht alle Sprachbenutzer in gleichem Umfang über sie verfügen. Die Standardsprache steht somit einerseits innerhalb des Schemas der Binnenvariation; sie ist ihm aber auch gegenübergestellt, insofern sie den Gegenpol abgibt, demgegenüber die einzelnen Varietäten und/oder Erscheinungsformen als Varianten auftreten.

Versucht man, die gegebene Sprachnorm der Standardsprache auf dieses Variationschema zu beziehen, dann kommt man beispielsweise zu folgenden Gegenüberstellungen:

- *Medial* gesehen steht die Standardsprachnorm eher für die geschriebene Sprache, während die gesprochene Sprache eigene, teilweise abweichende Regularitäten aufweist, welche aber (v.a. im Kernbereich der Grammatik) noch kaum systematisch beschrieben sind. (Beispiele solcher Abweichungen haben wir oben bei den Beispielen unter (13) bis (20) gesehen, die Formen zeigen, welche so systematisch eingesetzt werden, daß nahezu von eigenen mündlichsprachlichen Regularitäten gesprochen werden kann: vor allem für die Realisierungsformen *iss / nich* der standardsprachlichen Wörter *ist / nicht* finden sich durch Dutzende von Seiten transkribierter mündlicher Äußerungen aus sog. Talk-Shows nur so vereinzelt Belege für die standardsprachliche Variante (max. 10%), daß sich die Frage stellt, mit welchem Recht eigentlich die weit überwiegend eingesetzten Varianten den meist fremdsprachigen Benutzern deutscher Wörterbücher vorenthalten werden. Neben den Elisionen sind die Wortzusammenziehungen derart verbreitet, daß sich auch hier fragt, wann der Zeitpunkt gekommen ist, an dem diese (wie z.T. im Französischen) in die Beschreibung der standardsprachlichen Norm aufgenommen werden müssen / sollen. (Wichtig ist hier, daß die Texte der Talkshows durchaus im Ganzen gesehen recht standardsprachlich formuliert sind, so daß die hervorgehobenen Einzelheiten keineswegs als z.B. regionalsprachlich motiviert betrachtet werden sollten.)

- Bezüglich der Ebene der *regionalen* Variation steht die Norm der Standardsprache als Variante mit überregionalem Geltungsbereich den regional beschränkten Varianten gegenüber. Auch in dieser Dimension ergeben sich keineswegs klare Abgrenzungen, wie der oben erwähnte Hinweis darauf gezeigt hat, daß es für viele alltägliche Sachbereiche überhaupt keine überregional verwendeten Ausdrucksformen (hier: Lexeme) gibt.

- In *funktionaler* Hinsicht steht die Standardsprache als - so zumindest die übliche Annahme oder Unterstellung - funktionsneutrale übergeordnete Sprachvariante den einzelnen, funktional begrenzten Erscheinungsformen gegenüber. Zu letzteren rechnet man v.a. die sog. Fach- und Berufssprachen sowie die Wissenschaftssprachen; aber warum rechnet man eigentlich nicht auch die Literatursprache zu den funktional spezifizierten Sprachvarianten? Dies würde nahe liegen, wenn man den Begriff „Funktion“ (als Kriterium der Abgrenzung) wirklich ernstnimmt.

- Etwas schwieriger ist das Verhältnis der Standardsprache zu den *sozial* bedingten Varianten zu bestimmen: Zwar können diese eindeutig als sozial spezifizierte (und d.h.

vor allem: *sozial* - etwa hinsichtlich der Symptomfunktion für Zugehörigkeit der Sprecher zu bestimmten Gruppen/Schichten usw. - *markierte*) Ausdrucksweisen gekennzeichnet werden; der Umkehrschluß wäre jedoch problematisch, die Standardsprache als sozial unspezifisch im Sinne von „nicht-markiert“ aufzufassen. Die Orientierung des Sprachgebrauchs an der kodifizierten Norm der Standardsprache wird in vielen Situationen des alltäglichen Sprachverkehrs eindeutig als „situativ markiert“ wahrgenommen. Verstößt jemand kraß oder beständig gegen die subtilen Regeln der situativen Sprachvariation (anders ausgedrückt: vergreift er sich durch beständiges Beharren auf der Standardsprache fortlaufend im „Register“), so wird dieses Sprachverhalten häufig (wenn nicht gar immer) von den meisten Kommunikationspartnern anderer sozialer Gruppen als „soziale Markierung“ des Sprechers wahrgenommen werden (also im symptomfunktionalen Sinn). Die Abgrenzung der sozialen Sprachvariation gegenüber der situativen ist dabei im Einzelfall häufig schwierig, weshalb nachdrücklich daran erinnert werden soll, daß es sich bei den Ebenen der Sprachvariation um *Dimensionen* oder *Aspekte* handelt, nicht jedoch um reinlich scheidbare definierende Merkmale (im Sinne der „hinreichenden Bedingungen“) für sog. „Varietäten“. Die meisten sog. Varietäten sind (die Übersicht zeigt es) auf mehreren Ebenen zugleich spezifiziert.

- Am schwierigsten zu bestimmen ist sicherlich die Ebene der *situativen* Sprachvariation. Auch hier steht den feststellbaren, situativ spezifischen bzw. markierten Erscheinungsformen des Deutschen (wie etwa der internen Umgangssprache der Fußball-Fans, der Raver, oder der Professoren für germanistische Linguistik) keineswegs die Standardsprache als grundsätzlich „situativ unspezifisch“ bzw. „situativ unmarkiert“ gegenüber. Vielmehr wird auch hier für viele Situationen die Orientierung an der Norm der Standardsprache als unpassend gelten müssen, was auf die deutliche situative Markierung auch der Standardsprache verweist. (Wie schwer es ist, dieser situativen Markierung des Standardsprachegebrauchs zu entgehen, zeigt das Beispiel eines nicht-dialektal und allein oder nahezu ausschließlich standardsprachlich sozialisierten Sprechers (mit entsprechend kaum differenziertem situationsspezifischem Ausdrucksrepertoire), dessen Gebrauch der (schließlich einzigen ihm zur Verfügung stehenden) Varietät, nämlich der Standardsprache, ihm in der Situation eines gemütlichen Kneipenabends seitens einer mit situativ weitaus differenzierterem (dialektbasiertem) Ausdrucksrepertoire sozialisierten Gesprächspartnerin das von dieser reflexionslos eingesetzte Verdikt „arrogant“ (= ‚wer in dieser Situation Standard spricht, muß arrogant sein‘) einbringt.) Ein Hauptproblem der Ansetzung einer situativen Dimension der Sprachvariation ist es, daß diese Dimension (wohl wegen des denkbar hohen Allgemeinheitsgrades des Ausdrucks „situativ“ bzw. „Situation“) in eigentümlicher Weise quer zu den vier anderen Aspekten der Binnenvariation einer Sprache zu liegen scheint. Man könnte, wenn man wollte, das Kriterium ‚situativ‘ auf alle anderen Ebenen anwenden, weil auch die regional, funktional, sozial und medial bedingte Auswahl spezifischer Sprachmittel nach Kriterien oder Anlässen verteilt und geregelt ist, die man verschiedenen Situationen zuordnen könnte. Da es aber mit Begriffen wie „Umgangssprache“ oder „Alltagssprache“ verbreitete und weithin übliche Bezeichnungen für solche Erscheinungsformen des Deutschen gibt, die sich nicht auf eine der vier (oder mit der Standardsprache: fünf) anderen Dimensionen reduzieren lassen, scheint es sinnvoll zu sein, ein eigenes Kriterium „situativ“ anzusetzen. (Die Differenzierung der Erscheinungsformen der Sprache ist ohnehin so vielschichtig und subtil, daß es nicht möglich ist, sie - wenn überhaupt - in einem zweidimensionalen Schema wie dem hier gegebenen adäquat abzubilden.)

Das Verhältnis der Standardsprache zu den anderen Erscheinungsformen läßt sich schon deshalb nur schwer eindeutig bestimmen, weil es von großer wechselseitiger Überschneidung (etwa bei den Fachsprachen, wo häufig nur die Lexik spezifisch ist) bis

zu sehr starker Differenz (etwa bei manchen Dialekten, aber auch bei Soziolekten wie z.B. bestimmten Gruppensprachen) reichen kann. Ich möchte deshalb kurz einen Blick auf einen Problembereich werfen, der sich durch folgende Beispiele schlagartig erhellt, welche einen Einblick in den Sprachgebrauch bestimmter Kreise der jugendlichen Musik-Szenen vermittelt. (Die fremdsprachlichen Teile sind jeweils durch Unterstreichung gekennzeichnet.)

## 1. Nomina:

- (25) Türchecks      (26) Vertragsevent      (27) Riesenpool      (28) Thanxliste  
 (29) Backkatalog      (30) Majorvertrag      (31) Crossoverversuche      (32) Endlosgegroove

## 2. Verben:

- (33) abraven      (34) breakbeateten      (35) rübeviben      (36) (es wird) gecuttet  
 (37) touchen      (38) auschecken      (39) DJen      (40) (ich) pushe  
 (41) (Momente, wo Musik) ausspaced      (42) (etwas) experienced (haben)

## 3. Adjektive/ Adverbien:

- (43) cleane (Spielart)      (44) (auf) advancetem (Level)      (45) gebootlegtes (cover)      (46) gecancelt  
 (47) hochgepitcht      (48) noisiges (Frühwerk)      (49) allamerikanisch      (50) auscheckenswert  
 (51) around (sein)      (52) dancefloorkompatibel      (53) frei-floatend      (54) getimt  
 (55) stonesig      (56) weirdeste (Melodien)      (57) wavige ( Klänge)

## 4. Phraseologismen:

- (58) die den Abend machten (aus engl. 'to make the day/night'  
 = „den Tag/Abend retten, zu seinem Gelingen beitragen“)  
 (59) weit weit draußen sein (aus engl. 'to be far out' = „merkwürdig, verrückt sein“)  
 (60) (sie) sind unten miteinander (aus engl. 'to be down with somebody'  
 ) = „sich mit jmd. verbunden fühlen / der Freund/Kumpel von jmd. sein“)  
 (61) (die Platte ist) Gold gegangen (aus engl. 'went gold'  
 = „wurde so häufig verkauft, daß es eine 'Goldene' dafür gab“)

## 5. Sprachmischung im Satz:

- (62) The soundvorrat remains the same.  
 (63) Straight outta dem verkabelten Brooklyn.

## 6. Beispiel zur Produktivität entlehnter Muster (hier: all +Adj., vgl. Bsp. (49)):

- (64) Der allschwarze Lochschrank schluckt denkvolle Schränke.

Schaut man sich die lexikalischen Belege aus dem Bereich der Nomina, Verben und Adjektive bzw. Adverbien an, besonders aber die Sprachmischungen im Satz in (62) und (63), dann drängt sich die Frage auf: Was berechtigt uns eigentlich, solche sprachlichen Daten als Varianten oder Erscheinungsformen *des Deutschen* zu bezeichnen? Handelt es sich hier nicht vielleicht eher um Varianten des (mittlerweile internationalen) *Englischen*?

Ich möchte die Belege hier aus Platzgründen nicht einzeln kommentieren; man kann aber feststellen, daß die Sprachmischung ein weites Spektrum abdeckt, welches vom Einbau einzelner entlehnter Lexeme oder Morpheme in einen sonst genuin deutschen Sprachkontext oder (bei den Phraseologismen) der vollständigen Eindeutschung einer ursprünglich englischen Redewendung bis hin zu einer Sprachmischung in bestimmten Sätzen reicht, in denen nur noch einzelne Elemente, die syntaktisch nicht immer tragend sind, dem Deutschen entnommen sind. (Immerhin sind Wörter wie *pushen*, *cutten*, *checken*, *timen*, *floaten*, *clean*, *pool* schon im Duden-Wörterbuch verzeichnet [allerdings häufig nicht in der hier gemeinten Bedeutung], im Gegensatz aber zu den sicher ebenso

häufigen Wörtern *canceln*, *touchen*, *event*, welche dort fehlen, während ein eher seltener gebrauchtes, dafür aber presssprachliches *elder statesman* dort natürlich nicht fehlt.)

Nur um jedem eventuell auftretenden Sprach- oder Kulturpessimismus vorzubeugen kontrastiere ich die aktuellen Beispiele unter (25) bis (64) zum Vergleich mit einigen älteren Beispielen für Sprachmischungen im Deutschen - in (65) mit dem Lateinischen in frühneuhochdeutscher Zeit und in (66) mit dem Französischen am Ende des 18. Jahrhunderts; das Deutsche hat natürlich auch diese Einflüsse „überlebt“ (teilweise durch Aufsaugen, teilweise durch Abwehr), wenn man eine solche (hochproblematische) biologische Ausdrucksweise überhaupt verwenden will:

(65) Deutsch-lateinische Mischsprache (Rörers Nachschrift einer Lutherpredigt):  
quia unser herr Gott hat eam müssen anders machen ... quod scilicet in sua senectute, quae verdorret, quae non sol safft kriegen, non ut jungs meidlin, das thut sie, et est wunderzeichen, sed quod deus per eius leib thut. Er wunderzeichen, quod fit stum, et nato filio, das must auch lauther werden. ... Ista est prophetia, quod sol stimmen und setzen zeit futuri Messiae. ... quando meus filius gros et kan mans erbeit thun, fiet praedicator et talis, qui hard fur dem herrn her ghe, ...  
 [aus Stolt 1964, 261; zit. nach Hartweg/Wegera 1989, 89 f.]

(66) Deutsch-französische Mischsprache (Briefe Karl Freiherr von Steins, zit. nach von Polenz 1994, 71 f.):

Peut être que Votre Excellence voudrait s'intéresser pour unseren verwaisten Bergbau und daß wir ...

Vous nous avez demandé ein paar gute und mit Führung eines tiefen Schrams bekannte Häuer ...

... et de faire alors un plan zu einer Oder Ufer und Teich Ordnung und zum Wasserbau selbst ...

J'ai lui donne l'habitude de se beherrschen und sich nicht ihren Empfindungen zu überlassen, da .

La santé de ma sœur est bien faible et abhängig von der Witterung.

Daß solche Sprachmischungen heute nicht nur Sache relativ marginaler Sprachgebrauchsbereiche wie der jugendlichen Musikkultur - wie in (25) bis (63) - sind, sondern zunehmend die sog. Gemeinsprache beeinflussen, sollen die Beispiele (67) bis (73) zeigen, die dem sog. „Computer-Deutsch“ entnommen sind, wie es für heutige Publikumszeitschriften (wohl gemerkt: keine echten Fachzeitschriften) des Computersektors typisch ist:

(67) ... wird das Fenster gescrollt, erscheint der Text wieder ...

(68) Das stammt wohl noch aus Vier-Bitters-Zeiten

(69) Sie müssen ihn auf einem Laufwerk starten, das selbst bootfähig ist.

(70) ... wenn sich der DOS-Kommando-Interpreter auch im Hauptverzeichnis des Laufwerks befindet ...

(71) ... die Eingabe eines vollständigen Pfades plus abschließendem Backslash ...

(72) Deswegen kommt hier der Find-Befehl zum Einsatz

(73) **Gold\_Bug** Der komplexe Virus ist multipartite und polymorph. Er infiziert die aktuelle Partition der Festplatte und die Bootsektoren von Disketten. ... In Umlauf gebracht wurde er unter anderem mit der Datei TERFIX.ZIP, einem Patch für Terminate. Der Virus läßt sich in diesem Programm jedoch nicht finden. Wie bei Stoned-Monkey oder Neuro-quila ist die infizierte Festplattenpartition nicht mehr zu erreichen, auch wenn von einer sauberen Bootdiskette gestartet wird. Ungewöhnlich: Der Virus ist im oberen Speicherbereich resident. Es gibt sehr viele Varianten, da der Quellcode veröffentlicht wurde.

Wie schwierig es angesichts der Vielschichtigkeit, Flexibilität und Kreativität des täglichen Sprachgebrauchs ist, die einzelnen Erscheinungsformen oder Varietäten des Deutschen von einander abzugrenzen, soll das pfälzische Dialektgedicht unter (74) zeigen (zit. nach Pohl 1977, 338):

<b>(74 ) Ich Friehek</b>	
<i>Wann ich am <u>Kombjuder</u> hock un als uff die Taschde klopp und de Bildschirm leichde dut fieh ich mich so richdich gut</i>	<i>In de <u>Mählbox</u> find mer oft schänes Zeich des gaa nix koscht awwer Achtung vor de <u>Vire</u> die gärn uff die Platt spaziere</i>
<i>E <u>Dabbelklick</u> mit dere <u>Maus</u> uffm <u>Eiken</u>, un dodraus werd e <u>Windou</u> uffgemach - ach iss dess e schäni Sach</i>	<i>Die nei Version von <u>OS zwää</u> saan all, die wehr werklich schää geschtern hann ich se kopiert un jetzt werd se inschtalliert</i>
<i>Glicksrad drehe, Lemmings rette im Verlies e Schatz entdecke als mol uff de Golfplatz geh Spielerherz, was will sche meh</i>	<i>Moi lieber Mann, is des e Brocke, seit sechs Stunn du ich shunn do hocke un mach do rumm - es laaft jo ganix moj Auje sinn schunn ganz quadratisch</i>
<i>Awwer a ganz ernschde Sache kammer mimme Kompi mache wie als mol Gedichde schreiwe orre es Finanzamt leime</i>	<i>Ebbes kännt ich noch probiere: denne <u>Treiber</u> druffkopiere glei e <u>Riesett</u> - des geht a net ich gäbbs uff un geh ins Bett</i>
	<i>Gudd Nacht!</i>
Glossar:	
<i>Dabbelklick</i> = Double-Klick	<i>Vire</i> = Computer-Viren
<i>OS zwää</i> = OS 2 (Betriebssystem)	<i>Riesett</i> = Reset (Neustart des Systems)
<i>Windou</i> = Window (Bildschirm-Fenster)	<i>Eiken</i> = Icon (Symbol-"Schalter" auf dem Bildschirm)
<i>Mählbox</i> = Mail-Box	

Man kann aus diesem Text ersehen, daß ein Dialekt, der als Umgangssprache lebendig bleiben will, sich weder fremdsprachlichen noch fachsprachlichen noch soziolektalen (sog. „Computer Slang“) Einflüssen verschließen darf (ähnlich wie ja auch das Latein des Vatikan ständig um neue Lexeme erweitert werden muß).

Auf zwei Aspekte möchte ich zum Abschluß dieses Teils meiner Überlegungen noch aufmerksam machen:

Es gibt Erscheinungsformen des heutigen Deutsch, die Gegenstand umfangreicher sprachwissenschaftlicher Forschungen sind, und bei denen es dennoch schwerfällt, sie als eigene Varianten oder gar Varietäten des Gegenwartsdeutsch aufzufassen. Dies gilt v.a. für den sog. „öffentlichen Sprachgebrauch“. Geht man davon aus, daß der öffentliche Sprachgebrauch sich in der heutigen medialen Situation trotz seiner starken Anlehnung an die schriftsprachlich dominierte Standardsprache weit überwiegend im Medium der *Mündlichkeit* vollzieht (im Fernsehen und Rundfunk), dann muß man daraus schließen, daß die öffentliche Sprache in zunehmend stärker werdendem Maße von den Regularitäten der mündlichen Umgangssprache geprägt wird, welche deutliche Abweichungen von der schriftorientierten kodifizierten Standardsprache aufweist. Als Beispiel dafür sei auf den Sprachstil der nicht professionellen Teilnehmer in sog. Talkshows des Fernsehens

verwiesen, der trotz großer Nähe zur Standardsprache auch deutliche Abweichungen von der schriftsprachlichen Norm aufweist. Solchen Einflüssen wird sich die Standardsprache auf längere Sicht nicht verschließen können, so daß man die Prognose wagen darf, daß die künftige deutsche Standardsprache (auch in der schriftlichen Realisationsform) sehr viel stärker durch die bisher rein mündlichen Realisationsformen geprägt sein wird. (Belege für diese Tendenzen kann man jetzt schon beinahe jeder zweiten germanistischen Seminararbeit entnehmen.) Diese Entwicklungstendenzen des Deutschen werden es in Zukunft notwendig machen, die Regularitäten des mündlichen Sprachgebrauchs sehr viel stärker in die sprachwissenschaftliche Beschreibung mit einzubeziehen, als es heute der Fall ist. Die gilt durchaus auch für Regularitäten aus dem Kernbereich des Sprachsystems, beispielsweise aus Syntax oder Morphologie. M.a.W.: Die (eine) Grammatik des gesprochenen Deutsch muß erst geschrieben werden, sie existiert zur Zeit nicht.

Zur Illustration der Problematik möchte ich auf folgende Beispiele verweisen, die im unterschiedlichen Grade Probleme bei der grammatischen Beschreibung aufwerfen können (jedenfalls, wenn man die neueste Duden-Grammatik als Maßstab nimmt, zu der vielleicht ein Ausländer greifen würde, der bestimmte Konstruktionen des Deutschen, denen er begeben ist, verstehen oder erlernen möchte):

(75) *Winnie trompetete \_\_ laut, daß es von den Felswänden zurückhallte.* (schrftl.)

(76) *Ich muß dann sämtliche Sportvereine, Feuerwehrn, alles was da iss, auch verbieten, weil da gibts auch Alkohol.* (mdl.)

(77) *... und das find ich was sehr Positives.* (mdl.)

(78) *Das ist also sehr wichtig, daß es auch solche Sachen gibt, wo man dann eben weiß, ich kann da erstmal rein ohne mich total zu überwinden.* (mdl.)

Beispiel (75) würde ich nach meiner persönlichen Sprach-Intuition nicht als standard-sprachlich bewerten; nach der Duden-Grammatik (§ 1326) wäre eine solche Konstruktion aber möglich, weil danach in einem Gefüge mit Konsekutivsatz das so im Hauptsatz (das hier als stellvertretendes Glied im Hauptsatz fungiert, an das der Nebensatz angeschlossen wird) auch weggelassen werden kann. Allerdings verzeichnet die Duden-Grammatik nur Fälle, bei denen das so vor einem *prädikativen* Adjektiv weggelassen ist, und nicht, wie hier in Beispiel (75), vor einem Adverb. Liegt hier also eine Abweichung von der im Duden kodifizierten standardsprachlichen syntaktischen Regel vor, oder ist der Satz noch regelgemäß? Diese Frage zeigt, daß die Bestimmung der Grenzen der Norm im Einzelfall durchaus schwierig sein kann, weil es an eindeutigen Kriterien der Grenzziehung fehlt.

Schon etwas stärker in den Bereich des üblicherweise als Normabweichung Klassifizierten führt uns Beispielsatz (76). Diese Konstruktion des schon häufig beschriebenen sog. „epistemischen weil“ (das hier freilich nichts Epistemisches an sich hat) ist mittlerweile im mündlichen Sprachgebrauch so allgegenwärtig, daß man hier eindeutig vom Fall eines zunehmenden Sprachwandels ausgehen muß, der über kurz oder lang wahrscheinlich auch in der Schriftsprache dazu führen wird, daß die bislang noch geltenden kodifizierten Regeln für die Wortstellung im konjunkional eingeleiteten subordinierten Nebensatz zumindest so verändert werden, daß auch diese Stellungsvariante akzeptierter Teil der standardsprachlichen Norm wird.

Etwas schwieriger ist die Beurteilung der Beispielsätze (77) und (78). Beispiel (77) ist ebenfalls mittlerweile im mündlichen Sprachgebrauch weit verbreitet und kann mit den Duden-Regeln erklärt werden, obwohl sich die Konstruktion hart am Rande des schriftsprachlich Akzeptablen zu bewegen scheint. Das hier markierte Pronomen *was* (als Kurzform des Indefinitpronomens *etwas*) wird in der Duden-Grammatik (§ 579) in dieser Position als „Attribut zum Substantiv“ gedeutet. Dies läßt aber seine genaue syntaktische

Position immer noch unklar. Im vorliegenden Teilsatz ist das direkte Objekt des Verbs *finden* mit dem Demonstrativpronomen *das* bezeichnet. *finden* erfordert aber in dieser Bedeutung (als *Verbum sentiendi*) zwingend eine zweite Ergänzung, die normalerweise als prädikatives Adjektiv („...*das find ich sehr positiv*“) realisiert wird. Im vorliegenden Fall ist die Ergänzung aber (wohl einer verbreiteten Nominalisierungstendenz des heutigen Deutsch folgend) *nominal* besetzt, was insgesamt zu einer (bezüglich der Schriftsprachnorm) problematischen Konstruktion führt, obwohl diese mit Duden-Grammatik (§ 1084) als dem „Gleichsetzungsakkusativ“ ähnlich (und damit noch durch die Regeln der Standardsprache gedeckt) gedeutet werden könnte.

Die Beispiele (75) und (77) scheinen also - zumindest für ein empfindliches, standard-sprachlich strikt normatives Auge - zunächst normabweichend zu sein, lassen sich aber mit einigen Kautelen noch durch in der Duden-Grammatik kodifizierte Regeln begründen bzw. ableiten, auch wenn diese Regeln dabei etwas strapaziert werden. Das Problem liegt hier also in Folgendem (und das sagt Einiges über den problematischen Begriff der Sprachnorm aus): nämlich, daß eine extensive Anwendung von im Einzelnen normgerechten (und damit 'grammatischen') Regeln in der Kombination insgesamt zu einem Ergebnis führen kann, das an den Grenzen der (auf die Norm der Schriftsprache bezogenen) Akzeptabilität zu liegen scheint. Ich deute dieses Phänomen als Hinweis darauf, daß der Begriff „Norm“ (jedenfalls dann, wenn er zur Ausgrenzung solcher Beispiele aus dem Bereich des Akzeptablen benutzt wird) häufig eher im Sinne einer „ästhetischen Norm“ aufgefaßt werden müßte.

Recht komplex ist schließlich das Problem bei Beispielsatz (78), bei dem sich die Frage stellt, ob die grammatische Struktur dieser ebenfalls im mündlichen Sprachgebrauch sehr verbreiteten Konstruktion überhaupt noch von den Regeln der normativen Grammatiken (also des Duden und anderer) erfaßt wird. Am naheliegendsten wäre zunächst eine Einstufung des mit *wo* eingeleiteten Nebensatzes als Relativsatz. Dieser Nebensatz-Typ ist aber laut Duden-Grammatik (§ 1995) definiert als „Verbindung von Hauptsatz und Nebensatz durch eine gemeinsame Stelle“. Wo ist nun diese erforderliche 'gemeinsame Stelle' im vorliegenden Beispiel zu finden? Am ehesten käme die Nominalgruppe *solche Sachen* in Frage, auf die sich der *wo*-Satz semantisch bezieht. Dazu führt aber die Duden-Grammatik (§ 1290) aus: „Der Bezug von *wo* auf Substantive, die nicht Ort oder Zeit bezeichnen, gilt hochsprachlich als nicht korrekt. Also nicht: *Das Geld, wo auf der Bank liegt.*“ Das vorliegende Beispiel wird von den Duden-Regeln aber nicht erfaßt. Auch wenn man möglicherweise für die Nominalgruppe *solche Sachen* aus dem Kontext einen Orts- oder Zeitbezug semantisch konstruieren könnte (es geht um einen Diskothekenbesuch) bleibt das Problem, daß das Bezugssubstantiv (bzw. die Nominalgruppe) im Hauptsatz keine *syntaktische* Position im Nebensatz hat. D.h.: Die Prädikationen von Hauptsatz und Nebensatz sind syntaktisch unabhängig (nicht aber semantisch!). Man könnte das *wo* natürlich als Ersetzung für *bei denen* lesen, dann würde die Mitteilung der Duden-Grammatik zutreffen, wonach in der Gegenwartssprache die Relativpartikeln zunehmend durch Relativpronomen in Verbindung mit einer Präposition verdrängt werden. Dann bliebe aber immer noch die Frage, welche Satzgliedstelle das *bei denen* im Nebensatz vertritt. Es könnte sich evtl. um eine adverbiale Bestimmung handeln etwa der Art: „*Man weiß bei [solchen Sachen] ...*“ Die Beschreibungen der adverbialen Bestimmungen in der Duden-Grammatik (§ 1113) erfassen allerdings diesen Fall (Präpositionalgruppe mit der Präposition *bei* als Adverbiale) *nicht*. Man müßte also zumindest die Beschreibung der Adverbiale erweitern. (Würde man syntaktisch mit der Figur einer solchen Ersetzung eines gedachten *bei denen* durch das tatsächlich ausgesprochene *wo* arbeiten, dann müßte man mit einem Modell von „Transformationen“ arbeiten, welches die sehr proble-

matische Annahme einer „Tiefenstruktur“ voraussetzen würde, deren Status völlig ungeklärt wäre.]

Die Beispielsätze (75) bis (78) und der Versuch ihrer an den kodifizierten Regeln der Standardsprache orientierten grammatischen Erklärung zeigen deutlich die Grenzen auf, an die der Gedanke einer einheitlichen, zusammenhängenden, konsistenten und trennscharfen Sprachnorm der Standardsprache stößt. Sicherlich kann jedes sprachliche Vorkommen durch Bezugnahme auf *irgendeine* grammatische Regelformulierung erklärt werden, darum soll es in unserem Zusammenhang auch gar nicht gehen. Es ging mir vielmehr darum, aufzuzeigen, auf welche praktischen Probleme der Versuch stößt, mit den verfügbaren Kodifikationen der grammatischen Regeln der Standardsprache (hier prototypisch an der Duden-Grammatik exemplifiziert) konkrete Sprachvorkommnisse zu beschreiben und die Frage zu entscheiden, ob diese Vorkommnisse der Varietät der neuhochdeutschen Standardsprache zuzuordnen sind oder nicht. Daß solche Fragen und der Versuch ihrer Beantwortung keine bloßen Glasperlenspielereien sind, kann man sich klar machen, wenn man sich z.B. in die Lage eines ausländischen Sprachlerner oder Sprachlehrers versetzt, welcher sich vorgenommen hat, eine differenzierte Kompetenz für die Unterscheidung heutiger Varietäten des Deutschen zu erwerben oder didaktisch zu vermitteln.

#### 4. Sprachnorm und Sprachwandel

Auf das Verhältnis von Sprachnorm und Sprachwandel bin ich im Verlauf der bisherigen Überlegungen an verschiedenen Stellen schon eingegangen. Dieses Verhältnis ist in der Literatur recht gut erforscht; ich beschränke mich daher im vorliegenden Kontext - über das schon Ausgeführte hinaus - auf einige wenige Bemerkungen:

- Die Sprachnorm des Standarddeutsch ist einem beständigen Wandel unterworfen, mit dem ihre Kodifikation bzw. Beschreibung in Grammatiken, Lehrwerken, Wörterbüchern nur schwer Schritt halten kann. Man könnte bei vielen sprachlichen Detailphänomenen den Eindruck haben, daß viele Regelformulierungen und Falldarstellungen in Grammatiken und anderen Werken sich stärker auf überlieferte sprachliche Traditionen beziehen, wie sie heute überwiegend nur noch rezeptiv, bei der Lektüre von Texten aus älteren Stufen des Deutschen im Sprachleben eine Rolle spielen, und sehr viel weniger aktuelle Entwicklungen des Sprachgebrauchs erfassen, die zwar allgegenwärtig sind, aber gegenüber den existierenden Regelbeschreibungen deutliche Veränderungen bzw. Neuerungen darstellen.

- Der Begriff des Sprachwandels darf in diesem Zusammenhang nicht absolut verstanden werden, es handelt sich vielmehr (meist) um einen *relativen* Begriff. Das heißt: Wenn von einer „neuen“ sprachlichen Erscheinung die Rede ist (z.B. von einer neuenstellungsregel in einem subordinierten Nebensatz, von einem neuen Anschlußmittel für bestimmte Nebensatz-Typen usw.), so ist damit i.d.R. nicht gemeint, daß diese Erscheinung zum ersten Mal im Deutschen überhaupt auftritt. Sehr häufig handelt es sich dabei nur um Verschiebungen im Varietätenspektrum: D.h. ein bestimmtes sprachliches Mittel, das zuvor nur in einer einzelnen Erscheinungsform des Deutschen verbreitet war, wird nun auch in einer anderen Erscheinungsform, in der es bislang nicht üblich war, übernommen. Z.B. wird ein zuvor als rein mündlich-umgangssprachlich markiertes Mittel in die Schriftsprache übernommen und kann dort in den Regelungsbereich der Standardsprachnorm aufrücken.

- In diesem Kontext scheint es mir sinnvoll zu sein, als *Erscheinungsformen des Deutschen* durchaus auch ältere Sprachstufen des Deutschen zu bezeichnen. (Als in diesem Sinne 'ältere Sprachstufe' zähle ich in diesem Zusammenhang z.B. auch die Sprache

des 19. Jahrhunderts oder auch schon der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, da sie auch im Bereich der normnahen Schriftsprache deutliche Unterschiede zum heutigen Sprachgebrauch aufweisen.)

- Man kann nun bezüglich der sog. sprachlichen „Neuerungen“ feststellen, daß es z.B. im Bereich der historischen Syntax kaum eine Wortstellungsvariante gibt, die nicht schon irgendwann einmal im Verlauf der Sprachgeschichte zum üblichen Bestand des Deutschen gehört hätte. Tritt nun eine solche Variante beispielsweise im schriftlichen Sprachgebrauch oder auch in einer anderen Varietät erneut auf, so könnte man dies (soweit es sich - was dann zunächst zu prüfen wäre - nicht einfach um einen Wechsel innerhalb des synchronen Varietätenspektrums handelt) als eine Wiederbelebung älterer, eine zeitlang nicht gebräuchlich gewesener Ausdrucksformen bezeichnen. Echte „Neuerungen“ bestehen häufig oder überwiegend aus Übernahmen aus einer der benachbarten Fremdsprachen, mit denen das Deutsche in Kontakt bzw. Austausch steht; (aber auch hier wäre zu prüfen, ob es - soweit es sich nicht nur um lexikalisches Material handelt - für eine bestimmte Ausdrucksform nicht bereits Parallelen in anderen Varietäten oder älteren Sprachstufen des Deutschen gibt).

- Die Sprachnorm (der Standard- oder Schriftsprache) ist also dem Sprachwandel gegenüber keineswegs resistent, sie stellt aber (mißt man sie an der Vielfalt der sprachlichen Erscheinungsformen) eine starke Einschränkung gegenüber den in einer Sprachgemeinschaft wie der deutschen (bzw. deutschsprachigen) insgesamt verfügbaren sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten bzw. Regularitäten dar.

- Es wandelt sich allerdings nicht nur die Sprachnorm (hier verstanden als ein mehr oder weniger kodifiziertes Regelgebilde) selbst, mit ihr wandeln sich vermutlich (oder sogar ziemlich sicher) auch die ihr zugrundeliegenden Einstellungen gegenüber der Notwendigkeit oder Striktheit einer standardsprachlichen Norm, die von P. v. Polenz so genannten „sprachideologischen Grundhaltungen“. Deren Wandel könnte dazu führen, daß es auf längere Sicht zu einer zunehmenden Aufweichung der „Strenge“ der Standardsprachnorm kommt, z.B. zu einem stärkeren Zulassen von Varianten (wie man schon bei der jüngsten Rechtschreibreform beobachten kann) und auch von Überschneidungen zwischen den einzelnen Varietäten. Solche Überschneidungen kann man schon heute beim fließenden Übergang von den Fach- und Wissenschaftssprachen zur Gemeinsprache beobachten (was dort lediglich deshalb nicht weiter auffällt, weil sich die Unterschiede dort vorwiegend auf den normativ kaum oder weniger geregelten Bereich der Lexik beziehen). Sie werden vermutlich aber auch bei anderen Übergängen zwischen Varietäten (etwa zwischen Schriftsprache und mündlicher Umgangssprache) deutlich zunehmen, und dort möglicherweise auch solche Sprachphänomene erfassen, die stärker von normativen Regelungen erfaßt sind als die Lexik. (Vgl. dazu etwa die Tendenzen in der Wortbildung, wie das Entstehen neuer Suffixe oder Suffixoide wie „o“ in *Normalo*, *Realo*, *Anarcho* usw.).

## 5. Sprachnorm, Sprachvariation, Sprachwandel

Ich beende meine Überlegungen zum Zusammenhang und zum Wechselverhältnis von Sprachnorm, Sprachvariation und Sprachwandel an dieser Stelle und möchte abschließend nur noch folgendes hinzufügen:

Auch wenn man davon ausgehen kann, daß die in dieser Abhandlung angeschnittenen Fragen ihren Schwerpunkt in der sprachwissenschaftlichen Forschung sicherlich eher in den siebziger und achtziger als in den jüngst vergangenen Jahren hatten, halte ich solche Fragen und Überlegungen wie die von mir dazu angestellten keineswegs für

erledigt. Sie stellen vielmehr ein Kernproblem jeder sprachwissenschaftlichen Deskription und Theoriebildung dar, und zwar für alle drei Hauptgebiete der Sprachwissenschaft: nämlich die systematische synchrone Sprachwissenschaft, die Variationsforschung und die historische bzw. diachrone Sprachwissenschaft.

Nach einer langen Periode des Schwerpunktes sprachwissenschaftlicher Forschungen auf dem Gebiet der systematischen synchronen Beschreibung auf der Basis der schriftlichen Norm der Standardsprache im gesamten 20. Jahrhundert (mitsamt ihrer Idealisierung und Hypostasierung „des Sprachsystems“) einerseits, und nach intensiver Beschäftigung mit soziolinguistischen im engeren, variationslinguistischen Einzelforschungen im weiteren Sinne seit den 70er und 80er Jahren, wäre es an der Zeit, diese in der Sprachwissenschaft bisher relativ unverbunden nebeneinander herlaufenden Arbeitsschwerpunkte (bzw. Forschungsbereiche) wieder zusammenzuführen und in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit (d.h. aber auch: unter Einbezug der Ergebnisse der historischen Sprachforschung) empirisch wie theoretisch aufeinander zu beziehen.

### **Literatur:**

- Busse, Dietrich (1997): Sprachstil - Sprachnorm - Sprachgebrauch. Zu einem prekären Verhältnis. In: Ulla Fix / Gotthard Lerchner (Hrsg.): *Stil und Stilwandel*. Frankfurt am Main/Bern/Nancy/New York, 63 - 81.
- Coseriu, Eugenio (1970): System, Norm, Rede. In: Ders.: *Sprache - Strukturen und Funktionen*. Tübingen, 193 - 212.
- Duden: *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. 5. Auflage. (Duden Band 4). Mannheim 1995.
- Hartweg, Frédéric / Wegera, Klaus-Peter (1989): *Frühneuhochdeutsch*. Tübingen.
- von Polenz, Peter (1991): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Band 1. Berlin / New York.
- von Polenz, Peter (1994): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Band 2. Berlin / New York.
- Pohl, Inge (1997): Textsemantisierung: Inferenzen über Inferenzen. In: Dies. (Hrsg.): *Methodologische Aspekte der Semantikforschung*. Frankfurt am Main, 337 - 364.